

Die Schulkameraden.

Drama in drei Akten.

P e r s o n e n .

Herr van Weldern.

Theodor, sein Sohn.

Pauline, seine Tochter.

Eugen Dykvelt.

Isabelle, dessen Schwester.

Margarethe, ehemalige Kammerfrau bei Isabellens Mutter.

Armand.

Ein Bedienter des Herrn van Welbern.

Ein Bedienter des Herrn Dykvelt.

(Die Scene spielt im ersten Akt in einem Handels-Institut
in Antwerpen, im zweiten, im Hause des Herrn Dykvelt in
Brügge, im dritten in Brüssel.)

Erster Akt.

Erste Scene.

Eine Gartenlaube. Theodor und Eugen sitzen am Schachtiſche und ſpielen.

Theodor.

Du hättest mit dem Springer vorgehen ſollen; ich ſage nun Schach König und Königin.

Eugen.

Wahrhaftig! in vier Zügen kannſt Du mich matt machen ohne Rettung.

Theodor.

Nein, Du irrſt; ſo ſchlimm ſteht es noch nicht für Dich

Eugen.

Muß ich Dir Deinen Vortheil erſt zeigen? (Er ſetzt die Figuren.) Stehſt Du, dem Thurm hier iſt gar nicht auszuweichen.

Theodor.

In der That! Ja, ich weiß es wohl, daß ich Dir keine Parthie abgewonnen hätte, wärſt Du nicht heut ſo zerſtreut. Wo fehlt Dir, lieber Eugen?

Du bist schon wieder mehrere Tage einsilbig, und wie es scheint, verstimmt.

E u g e n (stüzt den Kopf auf die Hand und seufzt).

Ach! gieb nicht darauf Acht! —

T h e o d o r (steht auf).

Meinst Du, daß das so leicht sei? Ist es wohl recht, daß Du mir, Deinem besten Freund, verschweigst was Du auf dem Herzen hast? Fast glaube ich, Du liebst mich nicht wie einen Freund, und betrachtest mich nur als einen bequemen Gefährten für Deine Erholungstunden.

E u g e n (vorwurfsvoll).

Theodor! Du thust mir Unrecht. Ein Bruder könnte meinem Herzen nicht näher seyn als Du.

T h e o d o r.

Und doch, trotz aller Theilnahme die Du mir beweisest, und aller Nachsicht die Du mir zeigst....

E u g e n.

Nachsicht? Welches Wort! —

T h e o d o r.

Ja, ich weiß sehr wohl was ich sage, denn Du bist mir in jeder Weise überlegen; an Urtheil, an Talent, an Kenntnissen; stets kann ich von Dir lernen. Nun mein ich aber, daß Du's dennoch mit mir aushältst, beweist Neigung, wahre freie Neigung: (Er faßt Eugens Hand.) Und trotzdem versagst Du mir Dein Vertrauen.

E u g e n.

Theodor! mein Freund! —

T h e o d o r.

Nein, nenne mich nicht so, wenn Du mir wieder ausweichen willst. Ich bin nur Dein Schützling, Dein Günstling, und Du hältst mich Deiner Freundschaft nicht werth.

E u g e n.

In Deiner Hestigkeit thust Du mir weher als Du glaubst, Theodor.

T h e o d o r.

Bergieb! Ich muß es aber einmal aussprechen, Was mir schon lange auf der Seele lastet. Wir stehn auf dem Punkt uns zu trennen; in wenig Tagen werden wir beide das Institut für immer verlassen. Meinst Du, daß wir in der Entfernung einander bleiben können was wir uns hier gewesen sind, wenn nicht auch Dein Vertrauen den freien Erguß unsrer Seelen möglich macht? — Hier im täglichen Verkehr konnte ich Dir's anfühlen, konnte es in Deinen Augen lesen, ob Dich etwas bekümmerte, und mit Dir fröhlich seyn, oder mit Dir schweigen, je nachdem Du selbst heiter oder traurig schienst.

E u g e n.

Guter, lieber Theodor! —

T h e o d o r.

Doch aus Deinen Briefen kann ich Deine innerste

Stimmung nie erfahren, wenn Du sie mir nicht verrathen willst. Und so wird in der Ferne Deine Verschwiegenheit zur Lüge an mir werden. Sage selbst, kann ein Verhältniß ohne Wahrheit auf die Dauer bestehn? In Deiner Hand liegt es jetzt, ob unsre Freundschaft mit uns durch's Leben gehe, oder wie ein Traum aus der Kindheit verfliegen soll! Du schweigst? Habe ich Dich überzeugt?

E u g e n.

Theodor, ich fühle nur Eins, daß ich Deine Liebe nicht entbehren kann. Was verlangst Du von mir?

T h e o d o r.

Daß Du mir Deine Seele ganz aufschließest, und daß ich endlich erfahre, welch ein stiller Kummer Deine Heiterkeit und Deine Gesundheit untergräbt.

E u g e n.

Du willst es; nun so höre mich denn. Doch um Dir einen Blick in meine eigne Lage zu gewähren, muß ich weit ausholen. (Sie setzen sich.) Ich habe Dir gesagt, daß ich frühzeitig meine Eltern verlor. Mein Vater aus Antwerpen gebürtig, war der Sohn armer Eltern: er wanderte zeitig aus nach Amerika, wo er bei einem spanischen Handlungshause eine Anstellung fand. Die schöne Tochter seines Principals erregte in seiner Seele eine heftige Neigung, welche von ihr erwiedert ward: gegen den Willen ihres Vaters der sie verstieß und enterbte, verband sie sich mit dem

meinigen, und ging mit ihm von Cuba nach Baltimore, wo er ein Geschäft anfang. Es schien zuerst einen glänzenden Fortgang zu nehmen, doch verfehlte Speculationen und die Großmuth meines Vaters gegen einen Jugendfreund in Europa, der ihn um ein bedeutendes Darlehen bat um sich vom Bankerott zu retten, brachte seine Fallite herbei. Dazu kam der Untergang eines Schiffs, auf dessen Ankunft er gerechnet hatte. Er überlebte dies Schicksal nicht lange; ein hitziges Fieber raffte ihn in seinen besten Jahren hinweg. Unterdessen war auch mein Großvater gestorben, ohne seiner Tochter ihre übereilte Heirath verziehen zu haben, und hatte sein ganzes bedeutendes Vermögen einer frommen Stiftung vermacht. Meiner Mutter blieb keine andere Zuflucht als die Hülfe eines Onkels mütterlicher Seite, der in Brügge lebte, unverheirathet war, und ihr wiederholt angeboten hatte sie mit ihren Kindern aufzunehmen, wenn sie uns statt des väterlichen Namens den Seinigen wolle tragen lassen. Mit schwerem Herzen ging sie auf diese Bedingung ein, und wir kehrten nach Europa zurück. Meine Schwester Isabelle ward auf der Ueberfahrt geboren: ich war kaum vier Jahr alt, als ich das Haus meines Onkels betrat. Doch hatte ich eine dunkle Ahnung der trüben Zukunft die unser wartete, da ich zuerst seinem strengen kalten Blick begegnete. Auch er schien eine Abneigung gegen mich zu fühlen, die sich bald bei jeder Veranlassung kund gab.

Theodor.

Was sagst Du! Wie war das möglich! —

Eugen.

Ja, ich verstehe es auch nicht, wie man ein Kind hassen kann! Und doch muß ich ihn entschuldigen, denn meine Natur war von der seinigen zu verschieden. Dazu kam, daß ihm das Andenken meines Vaters verhaßt war, so daß nicht einmal dessen Name in seiner Gegenwart genannt werden durfte, und er kein Mittel verschmähte unsre Herkunft geheim zu halten. Und das Alles, weil mein Vater nicht zur Kaufmannsaristokratie gehört, und mit einem Bankrott geendet hatte. Ich habe viel in seinem Hause erdulden müssen, nachdem ich meine arme Mutter bald verlor; doch dankte ich Gott, daß Isabelle von ihm wohl gelitten war. Aber seitdem eine seiner Schwestern in sein Haus gezogen ist, wird auch Isabelle nur noch gelitten, und mein einziges Bestreben ging dahin, ihr und mir eine selbstständige Existenz zu verschaffen.

Theodor.

Aber wie kannst Du Dir schon jetzt zutrauen...

Eugen.

Ich war von dem Ziel nicht so fern als Du glaubst. Ich habe vom Himmel eine Fähigkeit erhalten, —

Theodor.

O, mehr als eine! —

Eugen.
In Deinen Augen. Doch die Einzige, von der ich weiß, ist eine Anlage zur Malerei

Theodor.
Das ahnte ich nicht! Ich kannte nur Deine Liebe zu unsrer schönen Gallerie.

Eugen.
Im Hause des Onkels wurde mir meine Leidenschaft für die Kunst zum Verbrechen gemacht und ich mußte mich daran gewöhnen, in der Stille der ersten Morgenstunden mich heimlich zu üben, und deshalb vielleicht scheuen meine Bilder noch immer das Licht.

Theodor.
Ich muß sie sehn! —

Eugen.
O schweig davon. Ich wollte, ich hätte statt der Bilder gute mercantilsche Ausarbeitungen vorzuweisen, denn von dieser letzten Prüfung hängt meine ganze Zukunft ab. Deshalb sahst Du mich in den letzten Tagen so nachdenklich.

Theodor.
Aber in welchem Zusammenhange steht die Prüfung

Eugen.
In einem sehr nahen. Du weißt, mein Onkel bestimmt mich für den Kaufmannstand, und indem ich

seinen Willen erfülle, bleibt mir Zeit und Geld, mich nebenher zum Künstler auszubilden, wenn er seine Hand nicht völlig von mir abzieht.

Theodor.

Nein? und Du glaubst

Eugen.

Ich weiß, daß er mich für immer verstößt, denn er drohte mir damit, wenn ich bei dieser letzten Prüfung wie bei den vorhergehenden keinen Preis erhalte.

Theodor.

Das wäre ja barbarisch! Er wird die Drohung nicht erfüllen.

Eugen

Du kennst ihn nicht! — Ach, Theodor, ich geb mir so viel Mühe! aber diese Zahlen wollen nicht in meinen Kopf. Welche trostlose Zukunft liegt dann vor mir! — Getrennt von meiner Schwester, und der Mittel beraubt, mich in der Kunst zu vervollkommen . . .

Theodor.

D sage das nicht. Ich werde mit meinem Vater reden, werde ihm sagen, daß Du mein Freund, mein Bruder bist, werde ihn bitten

Eugen

Nein, lieber Theodor. Auf eignen Füßen will ich stehn, um den väterlichen Namen, den ich ablegen mußte, wieder mit Ehren zu tragen, und damit Isa-

belle meinen Schutz auch annehme, wenn mir's gelingt eine selbstständige Existenz zu erreichen. Ich kenne sie; von fremden Wohlthaten zu empfangen

T h e o d o r.

Von Fremden?

E u g e n.

Doch noch ist ja nicht Alles verloren. Vielleicht hat mein ernster Wille dießmal die fehlenden Anlagen ersetzt; vielleicht bestehe ich morgen gut, und trage wirklich einen Preis davon.

T h e o d o r (für sich).

Und sollte es nicht seyn, so muß ich Hülfe erfinden.

Zweite Scene.

Eugen, Theodor, Armand.

A r m a n d.

Nun schon wieder beisammen, Orest und Pylades?

T h e o d o r.

Wir spielten Schach.

A r m a n d.

Und wer gewann?

T h e o d o r.

Noch ist die Parthie nicht entschieden.

Armand.

Der Director hat uns eine bessere vorgeschlagen. Warum ward ihr nicht unten im Sprechsaal? Wir sind alle eingeladen zu einem Abschiedsfest. Die Directorin hat ein gouté nach dem Wäldchen geschickt: nun soll sich gleich die ganze Gesellschaft aufmachen, zu Pferde, zu Fuß, ad libitum, um sich die trocknen Zwiebacke und die halbausgebäcknen Kuchen im Grünen zu holen: denn sie sind von eigener Fabrik.

Theodor.

Wenn auch die Kuchen nicht verlockend sind, die Promenade kommt erwünscht. Es wird Dich zerstreuen, Eugen.

Eugen.

Nein, ich bleibe hier, und will meine Ausarbeitung noch einmal durchsehn.

Armand.

Welcher Einfall! man dankt Gott, daß man's im Rücken hat! — Morgen ziehn wir drei doch alle aus wie die Vögel, die flügge geworden sind, nur daß wir noch ein Nest daheim finden, wo man uns mit Sehnsucht erwartet.

Theodor (für sich).

Armer Eugen! — (laut.) Die Luft würde Dir bestimmt heilsam seyn.

Eugen.

Gleichviel, ich habe ja hier auch Luft. Doch

geh Du nur mit Armand und unterhaltet Euch gut.
Auf Wiedersehn! — (geht ab.)

Armand.

Was hat er schon wieder? Immer einsilbig und verstimmt! Er ist ein Duckmäuser; ich weiß nicht was Du an ihm findest. Die Leute die keinen Witz machen, nicht wenigstens einen belachen können: aber auch dazu ist er nicht zu brauchen. Nun kommst Du?

Theodor.

Nein, ich bin auch nicht in der Laune, Deine klugen Einfälle zu bewundern, und am wenigsten hab ich Lust schiefe Urtheile über meinen Freund länger mit anzuhören.

Armand.

Wie Dir's gefällt, und sans rancune. (er geht ab.)

Theodor.

So geht's den Bekümmerten! Man weicht ihnen aus: es ist zu unbequem das Räthsel ihrer Seele zu lösen, und könnte die eigne gute Laune gefährden. Viel lieber suchen die Menschen den Fröhlichen auf, der keiner Theilnahme bedarf: mit dem läßt sich jede Blume am Wege pflücken. Armer Eugen! Gewiß, es muß und soll Dir geholfen werden. (ab.)

Zweiter Akt.

Ein einfaches Zimmer. Isabelle und Eugen kommen zur Mittelthür herein, später Margarethe.

Isabelle.

Endlich hab' ich Dich wieder, Du Herzensbruder!

Eugen.

Liebe Schwester! — Die Freude des Wiedersehns verdrängt jeden trüben Gedanken aus meiner Seele. Nun ich wieder bei Dir bin, scheint mir, wir wären gar nicht getrennt gewesen.

Isabelle.

Ja alles Leid ist vergessen. Wie einsam war ich ohne Dich, und nun ist mir's als habe ich in Dir auch Vater und Mutter wieder erhalten! — (Sie umarmt ihn.) Nun brauchen wir uns auch nimmer mehr zu verlassen! —

Eugen (läßt ihre Hand los).

Was sagst Du? — (bei Seite.) sie ahndet nicht
(laut.) Isabelle, — eh ich Dich wieder seh, sprech ich den Dankel. —

Isabelle.

Ja, so sagte mir Margarethe: es war recht vernünftig, daß Du ihn zuerst im Comptoir aufgesucht hast. Nun ist die Pflicht erfüllt, und wir haben den ganzen Vormittag für uns.

Eugen (bei Seite).

— Ja einen Vormittag nur! — um vier Uhr muß ich ihm die Zeugnisse und meine Preise vorlegen . . .

Isabelle.

Warum bist Du so nachdenklich, Eugen?

(Margarethe kommt mit einem kleinen Koffer.)

Sieh, da bringt die treue Margarethe Deine Sachen. Wir wollen schnell auspacken, er muß sich umziehen, um sich der Tante vorzustellen; er ist so bestäubt! —

(Sie hilft Margarethe die Sachen auszupacken.)

— Du kennst die Tante noch nicht, Eugen? Ich weiß nicht warum, aber ich glaube heut zum erstenmal im Leben wüßte ich auch ihr nichts vorzuwerfen. Ich könnte allen Menschen gut sehn; es ist gewiß nur, weil Du da bist! — O, mir ist so fröhlich zu Muth! —

Margarethe.

Ja, mir auch. Aber deshalb bin ich doch den Leuten nicht minder gram, die Dir gutem Kinde das Leben schwer machen können.

Isabelle.

Ach, schweig davon, Margarethe! — Laß uns heut nur Gott danken für alles Gute! — (sie nimmt einen Rock aus dem Koffer.) sieh, den blauen Frack muß er anziehen, und das seidne Tuch umbinden, das wird ihm gut sehn.

Margarethe.

Man sieht, daß lange keine Frau sich um seine Wäsche bekümmert hat: ich muß recht suchen, um ein

untadliches Stück zu finden Aber was ist das?
Eine Medaille? — und sieh, das schöne Buch! —
(sie liest.) Erster Preis für das Studium der neuern
Sprachen

Isabelle.

O, den hast Du erhalten, Eugen! (sie zieht noch ein
Buch hervor.) Zweiter Preis für Geographie und Ge-
schichte, . . . (sie springt auf und umarmt ihn) wie geschickt
Du bist! und wie gut wird das den Onkel für Dich
stimmen! —

Eugen.

Liebe Schwester, Du irrst Dich, ich kann Dich
nicht länger täuschen. Der Onkel

Isabelle.

Nun, was ist's mit ihm? Du erschreckst mich!

Eugen.

Er verlangte ganz andere Zeugnisse meines Fleißes,
als diese: hat er Dir nie davon gesagt, unter welchen
Bedingungen allein er sich ferner meiner annehmen wolle?

Isabelle.

Nein! Sprich! gab er nicht sein Wort, Dich
adoptiren zu wollen? Was könnte ihn bewegen Dich
jemals zu verstoßen? —

Eugen.

Der einfache Umstand, daß ich mich nicht für
einen Kaufmann eigne. Ich sollte ihm einen Preis
für meine mercantilische Studien mitbringen

Isabelle.

Nun?

Eugen.

Und trotz aller Anstrengungen ist mir das auch diesmal nicht gelungen.

Isabelle.

Das ist freilich betrübt. Aber jene andere Weise Deines Fleißes werden ihn versöhnen!

Eugen.

Nein, darauf hoffst Du vergeblich. Weißt Du nicht, daß er von jeher für mich keine Rücksicht gekannt hat?

Isabelle.

Leider! Aber die lange Entfernung . . .

Eugen.

Auch die hat seine Abneigung nicht gemildert. Sein Empfang im Comptoir war heut so abgemessen, so streng! „Ich hoffe,“ sagte er, „Du werdest alle meine Erwartungen erfüllt haben; sonst sind wir geschiedne Leute.“ — Ich konnte ihm nicht antworten, denn er war von Fremden umgeben; doch seht ihr daraus

Margarethe.

Daß er ein Herz von Stein hat; das wissen wir schon lange.

Isabelle.

So sind wir also wirklich nur zum Unglück ge-

boren, und all die Freude, die heut in mir aufwallte,
muß in neuem Gram ersticken!

M a r g a r e t h e.

Wir dürfen noch nicht alles verloren geben.
Komm, laß uns zum Dunkel gehn . . .

I s a b e l l e.

Ja, wir wollen ihn fußfällig bitten

E u g e n.

Es ist vergeblich! —

I s a b e l l e.

Wollen ihm die errungnen Preise zeigen
(sie bückt sich danach, und findet noch ein Buch.) Mein Himmel!
da ist ja noch ein Preisgeschenk! (sie öffnet das Buch und
liest.) Erster Preis für Mathematik und Algebra

E u g e n.

Unmöglich!

I s a b e l l e.

Und hier noch Einer! Sieh nur den prächtigen
Goldschnitt!

M a r g a r e t h e (liest den Titel).

Erster Preis für die italienische Buchführung.

E u g e n.

Wollt Ihr Spott mit mir treiben?

M a r g a r e t h e.

Nein, ich glaube vielmehr Du hast uns geneckt.

Eugen.

Zeig her! es muß ein Irrthum seyn.

Isabelle (das Buch festhaltend).

Eine abgeseimte Schelmerei ist's; Du wolltest uns nur Angst machen.

Margarethe.

Ja, ja, Du hattest uns zum Besten.

Isabelle.

Es ist nicht recht, lieber Eugen, der Scherz war zu ernst.

Eugen.

Wie kannst Du denken! Welcher Zufall mag...
(sieht in das Buch.) es sind Theodors Preise! — O, nie
verstehe ich Alles! Der vortreffliche Freund!

Isabelle.

Erkläre mir! ich bin auf der Folter ...

Eugen.

Ja, kein Zweifel, so ist's. Er hat meinen Koffer
gepackt, und den Brief den er mir gab, und den ich
ihm versprechen mußte erst unterwegs zu öffnen — ich
meinte erst es würden Verse seyn, und hatte ihn spä-
ter ganz vergessen. (Er zieht einen Brief aus der Tasche.)
Wahrhaftig wie ich dachte! Nun sieh selbst Isabelle!

(gibt ihr den Brief.)

Margarethe.

Lies doch laut! —

Isabelle (liest).

„Lieber Eugen, wir haben einander unsre Freundschaft geschenkt, köstlicheres kann man sich nichts geben, und wer von einem Menschen schon dies Beste empfing das er zu verschenken hat, darf von seiner Hand nichts mehr ausschlagen. Meine Liebe nahmst Du an; warum sollte nicht auch Alles was ich besitze, Dein seyn? — Die Preise die ich heut erwarb, sind mein eigenstes Eigenthum. Für mich haben sie nur Werth wenn sie Dir Nutzen bringen. Von Dir verlangt man sie; mein Vater aber, und meine Schwester werden mich nicht minder mit offenen Armen empfangen, wenn ich auch mit leerer Hand komme. Niemand wird je erfahren, daß die Preise mir gehörten. In die Pension kehren wir nicht mehr zurück: was könnte Dich abhalten, von mir anzunehmen, was ich im gleichen Fall auch von Dir nicht ausschlagen würde? Beweise Deine Freundschaft dem, der ewig Dein Schuldner bleibt, wenn Du ihn heut nicht verschmähtst.

Theodor.“

Das ist ein Freund, der Deiner würdig ist.
Wie liebe ich ihn! —

Margarethe.

Ich möchte gleich für ihn durchs Feuer gehn!

Isabelle.

Nun ist uns also doch geholfen!

Eugen.

Wo denkst Du hin?

M a r g a r e t h e.

Was, Du wirst doch nicht Schwierigkeiten machen?

E u g e n.

Kann ich anders?

M a r g a r e t h e.

Willigst Du nicht ein, so ist mirs auch gleich.
(Sie nimmt die Preise.) Ich weiß was ich thue!

(Geht rasch ab.)

E u g e n.

Halt, halt! (Er will ihr nach.)

I s a b e l l e (hält ihn)

Eugen, bleib! Bedenke was Du thun willst! —

E u g e n.

Da ist nichts zu erwägen. Die Wahrheit kennt
nur Einen Weg.

I s a b e l l e.

Laß uns doch erst berathen?

E u g e n.

Was berathen! Wie wir lügen und betrügen
wollen?

I s a b e l l e.

Lieber Bruder: welche Ausdrücke! —

E u g e n.

Es giebt keine andre Bezeichnung für eine solche
Handlungsweise.

I s a b e l l e.

Wie kannst Du Betrug nennen, was Niemand Schaden bringt, und uns alle vielleicht vor dem traurigsten Schicksal bewahrt? Nimmst Du aber die Hülfe Deines Freundes an, und erhältst Dir dadurch die Gunst des Onkels, so kannst Du bald eine selbstständige Stellung erreichen, und dann so viel Gutes in der Welt thun, daß die unschuldige Lüge noch zum Segen für Viele werden kann.

E u g e n (nachdenklich für sich).

Ja, und ich brauchte sie dann nicht zu verlassen!
..... Welche Qual!

I s a b e l l e (nimmt seine Hand).

Sieh, es wird ja auch eigentlich Niemand getäuscht als der Onkel, der im Begriff war, eine grausame Ungerechtigkeit an Dir zu begehn, Du sparst ihm noch die schlechte That!

E u g e n (ernst und mit Nachdruck).

Freilich! ich spare ihm, daß er in seiner Beschränktheit und ohne zu wissen was er thut an mir eine Härte übt, indem ich gegen meine bessere Ueberzeugung eine Handlung begehe, die ich für unrecht erkannt habe. Nein, nimmermehr! —

(Margarethe kommt wieder.)

M a r g a r e t h e.

Victoria! Victoria! — Du sollst gleich zum Onkel kommen, Eugen.

I s a b e l l e.

Du hättest Dir den Gang ersparen können, Margarethe: er will, sagt er, den Dufel nicht betrügen.

M a r g a r e t h e.

Was fällt Dir ein! Mich, könntest Du Lügen strafen, und Deine Schwester verlassen? —

E u g e n

Isabelle, Margarethe, vergebt mir: ich kann nicht anders.

I s a b e l l e (ihn umarmend).

Dir vergeben? Nein, ich lieb Dich mehr als je zuvor, denn ich fühle, daß Du tausendmal besser und edler bist als ich.

E u g e n.

Wohl mir, wenn ich mit Euerm Segen von hier scheide.

I s a b e l l e.

Von Dir scheiden? Nein, nimmermehr will ich Dich verlassen. Verstößt Dich der Dufel, so hat er kein Recht mich zu halten, ich gehe mit Dir.

E u g e n.

Isabelle! — Liebste Schwester! Wie glücklich macht mich Deine Liebe! Aber Du darfst mir nicht folgen in die dunkle Zukunft die vor mir liegt; Gott weiß es, ich möchte Tag und Nacht für Dich arbeiten: aber wie dürstig vermöchte ich vielleicht dennoch nur für Deinen Unterhalt zu sorgen! —

Isabelle.

Und Du meinst wohl, ich wolle die Hände in den Schooß legen? Nein, nein, ich verstehe auch Geld zu erwerben, kann Kleider fertigen, Sticken und Blumen machen.

Margarethe.

Ja, sie ist sehr geschickt, und ich helfe auch. Ich weiß die beste Fleckseife zu bereiten, und habe das genaueste Recept zum Köllner Wasser: sogar die Tante kann das meinige nicht vom rechten unterscheiden.

Isabelle.

Ja, Du wirst uns nicht los, wir ziehn mit Dir.

(Ein Bedienter kommt.)

Bedienter.

Herr Dykvelt verlangt den jungen Herrn Eugen zu sprechen.

Eugen.

Ich komme sogleich.

(Bedienter ab.)

Isabelle.

Laß mich statt Deiner gehn! Ich werde Deine Sachen besser führen als Du, und ich verspreche Dir die lautre Wahrheit zu sagen. Wenn sie Dir in den Augen des Dufels nicht zu größerem Lobe gereicht, als ein Preis für die doppelte Buchführung, so wollen wir uns freuen, daß wir nicht länger unter diesem Dach zu leben brauchen.

E u g e n.

Schwester, laß uns für die genossnen Wohlthaten nicht undankbar seyn.

I s a b e l l e.

Nun, wie es auch komme, wir trennen uns nicht mehr: was ist da zu fürchten? (ab.)

E u g e n.

Mir fehlt es nur an Muth für sie!

M a r g a r e t h e.

Du hast Unrecht, Eugen! Isabelle ist früh durch ihr Schicksal gereift, und nicht verwöhnt. Ihr Leben hier war auch kein Wandeln auf Rosen. Aber vielleicht giebt der Groß-Dunkel nach, wenn sie droht, ihn zu verlassen, denn sie wird den beiden alten Geschwistern in der Haushaltung sehr fehlen.

E u g e n.

Von der Seite ist nichts zu hoffen; glaube mir sein Wille ist unbeugsam.

M a r g a r e t h e.

Wo wenden wir uns dann hin?

E u g e n.

Ich bringe Euch nach Deutschland: dort kann ich wie ich glaube, mit Sprachstunden am leichtesten etwas erwerben. Auch ist es meine erste Pflicht auf der Durchreise den Vater meines Freundes aufzusuchen, um ihm die Preise zu übergeben, die seinem Sohn gehören.

M a r g a r e t h e.

Horch, da kommt Isabelle schon wieder die Treppe herauf. So schnell zurück? Das ist ein schlimmes Zeichen! —

(Isabelle tritt ein.)

Nun, wie stehts, Isabelle! Muß ich Eure Sachen packen? —

I s a b e l l e.

Ja, gleich, gleich. Und hier nimm meine Uhr und verkaufe sie beim Goldschmied.

M a r g a r e t h e.

Das ist nicht nöthig; meine Ersparnisse reichen fürs Erste hin.

E u g e n.

Gott gebe, daß wir Dirs vergelten können! —

I s a b e l l e.

Was habe ich alles anhören müssen! Der Onkel will Dich nicht einmal zum Abschied sehn! — Mir scheint, als sei er ganz erfreut, uns los zu werden.

E u g e n.

Vergiß alles Böse, und denke nur an das Gute, das wir hier erfahren haben.

M a r g a r e t h e (achselzuckend).

Gutes? —

E u g e n.

Unsre Mutter übergab uns dem Groß-Onkel:

Ihr Andenken laßt uns ehren, indem wir dies Haus mit guten Wünschen verlassen.

I s a b e l l e.

Nun so sey's, Du lieber Bruder: ich fühle keinen Groll mehr im Herzen.

E u g e n.

In einer Stunde reisen wir ab, und von heut an tragen wir wieder den Namen unsres Vaters.

M a r g a r e t h e.

Glück auf, junger Herr van Brien!

D r i t t e r A k t.

Herr van Welden sitzt vor einem Tisch mit Zeitungen und Briefen; Pauline arbeitet. Theodor steht zwischen ihnen und hält ein Oehlgemälde in der Hand.

T h e o d o r.

Nun, lieber Papa, wie gefällt Dir das Bild? Du sagst gar nichts darüber?

H e r r v. W e l d e r n.

Ich bin ganz erstaunt; es wäre eines Meisters würdig. Und Dein Freund ist wirklich nicht älter als Du?

T h e o d o r.

Raum ein Jahr.

Herr v. W e l d e r n.

Es ist außerordentlich! —

T h e o d o r.

O, Du solltest nur seine übrigen Talente kennen!
und seinen Fleiß! —

Herr v. W e l d e r n.

Du hättest Dir dießmal ein wenig von ihm
borgen können. Wir rechneten so gewiß darauf, Du
würdest mindestens einen Preis nach Hause bringen!
Doch ich will Dir keinen Vorwurf machen.

(Er reicht ihm die Hand.)

T h e o d o r.

Ich werde jetzt um so eifriger arbeiten, um Deine
Zufriedenheit zu erringen, lieber Papa.

P a u l i n e.

Was gilt's, dann schenkt Dir der Vater zum
Geburtstag das Reitpferd, das Dir als Belohnung
für einen Preis zgedacht war? —

Herr v. W e l d e r n

Das könnte sich wohl finden.

T h e o d o r.

Lieber Vater, dem Reitpferd will ich gern ent-
sagen, wenn ich Hoffnung habe, daß Du meinen Freund
seinen unglücklichen Verhältnissen entreißest, und ihn
von der Tyrannei seines Onkels befreist.

Herr v. W e l d e r n.

Ich habe Dir gesagt, lieber Sohn, daß ich in der Sache thun werde, was ich kann. Doch vor allem gilt es zu prüfen, denn Du bist vielleicht partiisch, ob das Unrecht nicht theilweise auf der Seite des Neffen ist.

T h e o d o r.

O, lieber Vater! —

Herr v. W e l d e r n.

Ja, ihr jungen Leute seyd gar zu übereilt in Euerm Urtheil. Wie leicht wird Strenge von Euch für Ungerechtigkeit, und Troß für Charakterfestigkeit gehalten?

T h e o d o r.

Du kennst das Herz meines Freundes nicht. Er ist so pflichtgetreu, so milde, so gehorsam; von allen Schülern war er bei den Lehrern am meisten geliebt: ach er wäre viel würdiger Dein Sohn zu seyn als ich.

P a u l i n e.

Nun, Du geräthst ja ganz in Schwärmerei?

Herr v. W e l d e r n.

Ich glaube, Paulinchen war schon oft ein wenig eifersüchtig, wenn Du in Deinen Briefen so viel von dem jungen Dykvelt sprachst.

P a u l i n e.

Ich, lieber Papa? —

Herr v. W e l d e r n.

Ja, ja, gestehe es nur: Du dachtest wohl, Theodor werde Dich ganz über den Freund vergessen? —

T h e o d o r.

Und gerade mit ihm konnte ich so viel von Dir reden! —

P a u l i n e.

Von mir?

T h e o d o r.

Gewiß! mit ihm las ich Deine Briefe; er kennt Dich so genau als ich.

P a u l i n e.

Sehr angenehm! hätt' ich das gewußt! Ich habe nie eine so intime Freundin gehabt, und begreife es nicht, daß man einem Freunde dasselbe Vertrauen schenken mag als einer Schwester oder einem Bruder. Es ist doch eine Treulosigkeit die man an seinen Verwandten begeht.

Herr v. W e l d e r n.

Du solltest Deine Gefühle und Ansichten prüfen, liebe Pauline, ehe Du sie als Vorbild für Andre aufstellst. Uebrigens muß ich Dir verzeihen, weil hier unter Deinen Gespielinnen keine war, die Du Dir zur Freundin hättest erwählen können. Es ist eine Erfahrung die Dir fehlt. Ach, da, wo wirklich gleichgeschaffne Seelen sich begegnen ist die Freundschaft eine Himmelsgabe. (Er seufzt.) Auch ich habe

das Herz eines Freundes mein genannt, — Theodor, ich wollte wünschen Du fändest in der Liebe Deines Eugens den Schatz den ich einst an diesem Freunde besaß.

Theodor.

So oft Du von ihm sprichst lieber Vater, scheinst Du ergriffen. Du verlorst ihn wohl früh? —

Herr v. Welden.

Ja, schon vor vielen, vielen Jahren; und es ist überhaupt eine sehr schmerzliche Erinnerung für mich. Doch Du wolltest uns ja die andern Skizzen Deines Eugen zeigen? Geh, und hole sie.

Theodor.

Wie gern! — Gleich bin ich wieder hier. (ab.)

Pauline.

Du hast uns den Namen Deines Freundes nie genannt, lieber Vater? —

Herr v. Welden.

Er hieß van Brien, war der Sohn unsrer Nachbarn in Antwerpen, und wuchs mit mir zusammen auf, bis er in früher Jugend nach Amerika überseelte. Wie ein guter Engel hatte er mir immer zur Seite gestanden, und meinen jugendlichen Leichtsinne oft besser bekämpft als es meinen allzunachsichtigen Eltern gelungen war. Auch über das Meer herüber sollte er mir noch eine rettende Hand entgegen strecken, nachdem mich mein Hang zur Verschwendung an den Rand des Abgrunds geführt hatte.

Pauline.

Lieber Vater: wie schilderst Du Dich! —

Herr v. W e l d e r n

Ja, meine Tochter, ich hoffe Du bist vernünftig genug Deinen Vater nicht minder zu achten, wenn er Dir gesteht, daß die guten Eigenschaften die Du jetzt vielleicht an ihm kennst, nur ein Sieg über vergangne Fehler sind. — Als ich mich ohne Rettung verloren sah, wandte ich mich an meinen Freund den ich in Amerika etablirt wußte, und schilderte ihm die hülflose Lage in welche ich meine Frau und meine Kinder durch meinen strafbaren Leichtsinm gebracht hatte. Ich fragte an, ob er mir eine bestimmte Summe vorschießen könne, und er thats. Ich glaubte damals nicht, daß es ihm ein zu großes Opfer gewesen sey: indessen hob sich bald mein Geschäft wieder, und nach zwei Jahren konnte ich meine Schuld abtragen. Wer beschreibt aber meinen Schmerz, als mir der Brief mit wenig beigefügten Zeilen zurückgeschickt ward, welche die Nachricht brachten, das Haus van Brien habe fallirt, und der Principal sey vor wenigen Tagen gestorben! —

Pauline.

O Gott! und seine Familie?

Herr v. W e l d e r n.

Ueber diese konnte ich damals durch Briefe nichts erfahren. Einmal hieß es, seine Wittwe und sein Kind seyen nach Europa zurückgekehrt, ein andermal,

sie seyen gestorben. Das Schicksal der Unglücklichen verhält leider sehr bald unter der menschlichen Gesellschaft, und wer ihre Geschichte schreiben will den muß die Liebe führen, damit er den einsamen Pfad der Verlassnen auffinde. Ich machte mich auf, und reiste selbst nach Amerika. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen gelang es mir eine Spur zu entdecken. Seine Wittwe, und zwei kleine Kinder waren wirklich nach Europa zurückgekehrt. Ich vermuthete sie seyen nach Spanien gegangen, weil die Frau meines Freundes die Tochter eines Spaniers war: deshalb reiste ich über Spanien zurück. Aber alle meine Nachforschungen blieben fruchtlos, eben so die Aufforderungen die ich in den Zeitungen ergehn ließ. Eine alte Tante meines Freundes, die noch in Antwerpen lebte, wußte mir auch weiter nichts zu sagen, als daß ein Jahrgeld das sie aus Amerika empfing, plötzlich ausgeblieben sey. Ich sorgte für sie, und deponirte die für die Erben meines Freundes bestimmten fünfzigtausend Dollars. Doch die Sorgen die die letzten Tage van Briens verdüstert, und vielleicht seinen Tod beschleunigt hatten, bleiben ein ewiger Vorwurf für meine Seele.

Pauline.

Und Du hast nie wieder etwas von seinen Kindern erfahren?

Herr v. Welden.

Nichts! Hat sie nicht die See verschlungen, so

muß ich vermuthen, daß ihre Mutter aus Neue über eine Heirath die ihre Eltern nicht gut geheissen, sich und ihre Kindern durch die Mauern spanischer Klöster von der Welt geschieden hat. Ich habe nur den einen Trost, daß sie äußern Mangel nicht empfunden haben können, sonst würden sie meinen wiederholten Anfragen und Aufforderungen in den spanischen Blättern Folge geleistet haben.

Theodor (kommt zurück).

Hier bringe ich die Mappe. Wie, Ihr seyd beide so nachdenklich? Gewiß war wieder von des Vaters verstorbenem Freunde die Rede.

Pauline.

Du hast's errathen. Viel Merkwürdiges das mir der Vater erzählte, versäumtest Du eben.

Herr v. Welden.

Ich hoffe, Pauline, mindestens Dein Vorurtheil gegen die Freundschaft bekämpft zu haben, und erwarte, daß Du von nun an das Andenken eines Mannes ehren werdest, dessen Großmuth allein Ihr den Wohlstand Eures Vaters zu danken habt.

Theodor.

Wie? Pauline, Du mußt mir erklären

(Ein Bedienter kommt.)

Bedienter.

Es ist ein junger Mann draußen, der in einer Dringenden Angelegenheit den Herrn zu sprechen wünscht.

Herr v. W e l d e r n.

Sein Name?

B e d i e n t e r.

Er will sich dem gnädigen Herrn selbst nennen.

Herr v. W e l d e r n.

So führe ihn herein.

B e d i e n t e r.

Er hat aber ausdrücklich verlangt, unter vier Augen mit Ihnen zu reden.

Herr v. W e l d e r n.

Entfernt Euch, liebe Kinder.

T h e o d o r.

Komm, komm, Pauline. (Beide ab.)

(Eugen tritt auf, und verneigt sich gegen Herrn von Welden.)

Herr v. W e l d e r n.

Nur näher, junger Mann. (für sich.) Diese Züge sind mir nicht fremd! (laut.) Sie haben ein Anliegen an mich? —

E u g e n

Bitte um Entschuldigung, nein; ich komme nur, Ihnen etwas anzuvertrauen.

Herr v. W e l d e r n.

Anzuvertrauen? Mir? —

E u g e n.

Ja wohl, und zwar etwas, was Sie, mein Herr, und ihren Sohn angeht.

Herr v. W e l d e r n.

Sie machen mich sehr neugierig. Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? —

E u g e n.

Sie werden vielleicht unter dem Namen Eugen Dykvelt von mir gehört haben.

Herr v. W e l d e r n.

O, sind Sie der junge Dykvelt? der Freund meines Sohnes? — (er reicht ihm die Hand.) Willkommen in meinem Hause! Doch soll ich Theodor nicht rufen?

E u g e n.

Nein, bitte; er würde mich nicht zu Worte kommen lassen. Und Sie müssen erfahren . . .

Herr v. W e l d e r n.

Nun? —

E u g e n.

Daß Sie von ihm hintergangen sind.

Herr v. W e l d e r n.

Welches Wort! Es ist unmöglich . . . ich kenne meinen Sohn. Hintergangen? in wie fern? Und Sie sind sein Angeber?

E u g e n.

Ja, mein Herr, hören Sie mich nur an. Ich bedaure ein Wort gebraucht zu haben das Böses, ahnen ließ, während ich nur Gutes zu verkünden habe

Herr v. W e l d e r n.

Wie versteh ich Sie?

E u g e n.

Sagte Ihnen nicht Theodor, er habe bei der Schul-Prüfung keinen Preis erhalten?

Herr v. W e l d e r n

Zu meinem Bedauern, ja.

E u g e n (er zieht zwei Bücher hervor).

Und doch wurden diese beiden hier ehrenvoll von ihm erworben.

Herr v. W e l d e r n.

Aber wie geht es zu, daß Sie . . .

E u g e n.

Ihr großmüthiger Sohn wollte Sie mir aufdringen, damit mein Onkel mir nicht seine Unterstützung entziehe.

Herr v. W e l d e r n.

Guter Theodor! So ist es wirklich wahr, daß Ihr Onkel seine Theilnahme an Ihnen von Ihren Erfolgen hätte abhängen lassen?

E u g e n.

Er handelt nach seinen Grundsätzen.

Herr v. W e l d e r n.

Aber Sie bringen mir die Preise meines braven Sohnes zurück? — Das sehe ich als ein Zeichen an, daß Ihr Onkel seine Drohung nicht erfüllte.

E u g e n.

Sie irren; ich habe sein Haus für immer verlassen. Unmöglich konnte ich meine Stellung durch eine Unwahrheit behaupten.

H e r r v. W e l d e r n (reicht ihm die Hand).

So sehn Sie fernerhin mein Dach als das Ihrige an.

E u g e n

Halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich dies großmüthige Anerbieten ausschlage. Ich habe eine Schwester

H e r r v. W e l d e r n.

Ich weiß! Doch auch diese bin ich bereit aufzunehmen.

E u g e n.

Bergeben Sie mir und meiner Schwester, (denn ich kann auch in ihrem Namen sprechen) wenn wir es dennoch vorziehen unsre Selbstständigkeit zu bewahren.

H e r r v. W e l d e r n (für sich).

Welcher Stolz! Welche Zuversicht! — Immer mehr besiegt mich sein Wesen. (laut.) Aber wohin wollen Sie sich wenden? —

E u g e n.

Wir denken nach Deutschland zu gehn, und Unterricht dort zu geben.

H e r r v. W e l d e r n

So ist auch ihre Schwester hier?

E u g e n.

Ich ließ Sie im Gasthof zurück.

H e r r v. W e l d e r n.

Dann bringen Sie wenigstens einige Tage mit uns zu, und erlauben mir, Sie mit Empfehlungsbriefen zu versehen.

E u g e n.

Das nehme ich dankbar an.

H e r r v. W e l d e r n (flingelt).

In welchem Gasthof ließen Sie Ihre Fräulein Schwester?

E u g e n

Im Hôtel de Suede, zwei Häuser von hier.

(Bedienter kommt.)

H e r r v. W e l d e r n.

Geh' sogleich hier neben an ins Hôtel de Suede und frage nach Fräulein Dykvelt. Ersuche sie in meinem Namen mit ihrem Bruder hier zusammen zu treffen. (Bedienter ab.)

H e r r v. W e l d e r n (öffnet die Thür).

Kommt lieben Kinder.

(Theodor und Pauline kommen.)

T h e o d o r.

Was seh' ich? Ja, er ist's, er ist's! Pauline, das ist mein Eugen!

Pauline.

Ich heiße Sie willkommen!

Eugen.

Auch meine Schwester bringe ich Ihnen.

Theodor.

So bleibt ihr wohl nun bei uns?

Eugen.

Wenn auch das nicht. —

Herr v. Welden.

Ich rechne auf Deine Ueberredungskunst, Theodor, denn ich habe mich überzeugt, daß Ihr einander werth seyd, und bin bereit Deinen Freund als meinen Sohn aufzunehmen, wenn er es zufrieden ist.

Theodor.

Geliebter Vater! wie glücklich bin ich! —

Herr v. Welden.

Das wäre denn der Lohn für diese Lüge!

(Er klopft ihn mit dem Buch auf die Schulter.)

Pauline.

Wie! diese Preise?

Eugen.

Gehörten Ihrem Bruder.

Theodor.

O böser Eugen, kommst Du deshalb? — Und Dein Onkel verstieß Dich wirklich? Nun, um so besser; so bleibst Du bei uns.

E u g e n.

Wenigstens für heut.

P a u l i n e.

Warum nicht auf längere Zeit?

T h e o d o r.

Das ist recht, hilf mir!

(Der Bediente kommt zurück.)

B e d i e n t e r.

In dem Hôtel de Suede wohnt kein Fräulein Dykvelt.

H e r r v. W e l d e r n.

Nannten Sie nicht das Hotel?

E u g e n.

Ja freilich; es ist nur ein Irrthum im Namen vorgegangen. Ich bin so gewohnt mich Dykvelt nennen zu hören, daß ich nicht gleich daran dachte die Bestellung zu berichtigen. Wir führen jetzt nicht mehr den Namen unsers Onkels, sondern den meines Vaters. Wollen Sie nur so gut seyn nach Fräulein van Brien zu fragen.

H e r r v. W e l d e r n.

Höre ich recht? Wie, sagten Sie, hieß Ihr Vater.

P a u l i n e.

Reden Sie, um Gotteswillen! —

E u g e n.

Hubert van Brien.

Herr v. W e l d e r n.

Und jener Onkel? Wie kommen Sie zu ihm?

E u g e n.

Er ist der Bruder meiner Großmutter mütterlicher Seite.

Herr v. W e l d e r n.

Hieß Ihr Großvater nicht Mendoza? und war dessen Frau nicht gleichfalls eine Spanierin?

E u g e n.

Ja, aber er war zweimal verheirathet, und seine erste Frau, meine Großmutter, eine Dykvelt aus Gent.

Herr v. W e l d e r n.

Nun, so bleibt mir kein Zweifel mehr. O, wunderbar sind die Fügungen des Himmels! — Laß Dich an mein Herz drücken Du Sohn meines geliebten Freundes! —

T h e o d o r.

Mein Vater! ist's möglich?

E u g e n.

Wie fasse ich? Darf ich glauben, daß Sie

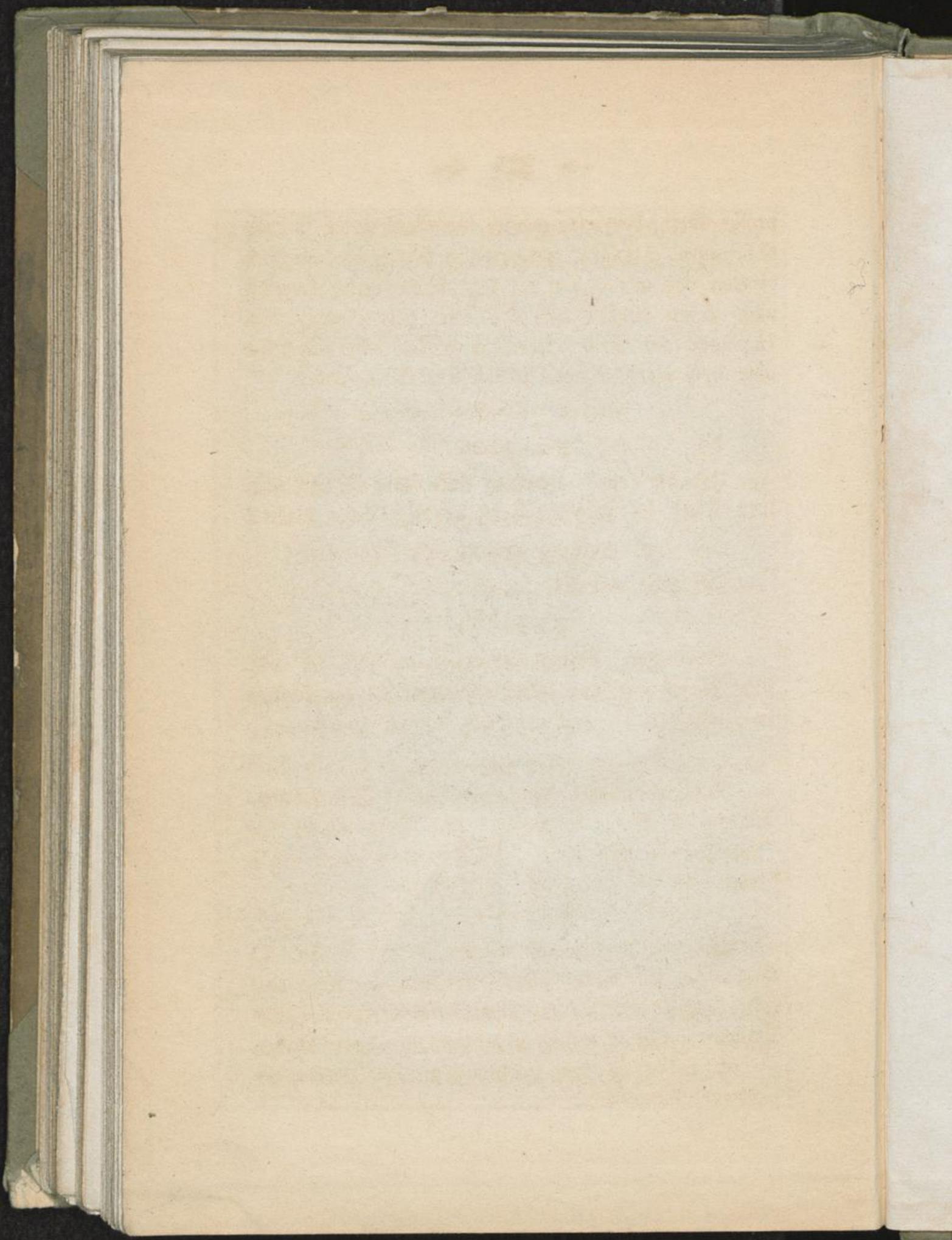
P a u l i n e.

Freilich, freilich! Ich verstehe Alles.

Herr v. W e l d e r n.

Ja ich bin der Freund Deines seligen Vaters, und habe ihm meine ganze Existenz zu danken; ich





preiße Gott, der mir endlich vergönnt meine Schuld abzutragen. Eugen, mein zweiter Sohn, ich lasse Dich nimmer von mir. Du bist kein Waise mehr, brauchst auch keine Wohlthaten von mir anzunehmen; Du empfängst nur Dein Eigenthum zurück. Verlangst Du aber noch einen Vater, so hast Du ihn gefunden.

(Eugen fällt in seine Arme.)

Pauline.

Und die neue Schwester! Wie sehne ich mich nach ihr! Darf ich sie nicht selbst abholen, lieber Vater?

Herr v. Welden.

Ich gehe mit Dir.

Pauline.

Mein Herz schlägt ihr entgegen, und ich will nicht eifersüchtig seyn, Theodor, wenn Du die Beiden in Zukunft lieber hast als mich. (ab mit ihrem Vater.)

Eugen.

Das scheint mir, hat keine Gefahr! Wie liebenswürdig ist Deine Schwester! und dieses Glück für Isabelle, — ist's denn möglich? Noch glaub' ich's kaum.

Theodor.

Ja, wir werden uns nimmer mehr verlassen. O Eugen, ich sehe meine Zukunft vor mir, so golden und rosig, daß sie mich beinahe blendet wie schöner Sonnen-Aufgang. Du in wenig Jahren ein berühmter Maler, — ich thätig in der Handlung meines Vaters, —

wir beide glücklich in unserm Beruf und unsrer Familie, — vielleicht sogar einmal verwandt, . .

E u g e n.

Was sagst Du! —

T h e o d o r.

Nun, gefällt Dir Pauline nicht? —

E u g e n.

Still davon! Nur zu gut.

T h e o d o r.

Nun dann ist mir nicht bange.

(Die Vorigen, Herr van Welbern, Pauline, Isabelle und Margarethe.)

I s a b e l l e (umarmt ihren Bruder).

Lieber Eugen! Ist's denn wahr?

P a u l i n e.

Sagen Sie's ihr nur selbst, mir will sie's nicht glauben; und doch ich habe sie schon so lieb.

T h e o d o r.

Siehst Du, Pauline? Nun hast Du eine Freundin, und welche! — (beiseit.) Wie sie Eugen gleicht!

P a u l i n e.

Ja, nun fühle ich's recht an mir, daß jede neue Liebe nur die alte erhöht. Du wirst mir darum nicht minder theuer bleiben, mein guter Theodor; Du verlierst nichts, und ich gewinne nur.

Isabelle (zu Theodor).

Das geht uns allen so. Und Sie sind der Freund meines Eugens? Sie haben so großmüthig für ihn den Preis Ihres Fleisches hingeben wollen? (Sie reicht ihm die Hand.) Wie können wir ja so viel Liebe vergelten! —

Theodor.

Ist es nicht Lohn genug, daß wir Sie beide hier haben?

Herr v. Woldern.

Ja, meine Kinder, dieser Tag ist der glücklichste meines Lebens: Der Himmel wolle auch über die spätern walten!

Margarethe.

Wenn doch Eure selige Mutter das erlebt hätte! —

Eugen.

Gewiß wacht ihr Auge noch über uns, und sie segnet unsre Wohltäter.

